

Wiesbadener Tagblatt.

42. Jahrgang.

Erscheint in zwei Ausgaben. — Bezugs-Preis.
50 Pfennig monatlich für beide Ausgaben
zusammen. — Der Bezug kann jederzeit be-
gonnen werden.

Verlag: Langgasse 27.

12,000 Abonnenten.

Einzelnen-Preis:

Die einspaltige Zeitzeile für lokale Anzeigen
15 Pfg. für auswärtige Anzeigen 25 Pfg. —
Reclamen die Zeitzeile für Wiesbaden 50 Pfg.,
für Kautz 75 Pfg.

No. 394.

Donnerstag, den 24. August

1893.

Für den Monat September!

Der Bezug

des täglich in zwei Ausgaben erscheinenden

Wiesbadener Tagblatt

mit seinen 7 Gratis-Beilagen

(darunter die „Musterkinder-Zeitung“)

monatlich 50 Pfennig

zum jederzeit begonnen werden. Man bestelle sofort.
Jede schon neu eintretende Bezieher erhalten die bis
zum 1. September erscheinenden Nummern unentgeltlich.

Inr Lage in Oesterreich.

(Von unserem eigenen Korrespondenten.)

□ Wien, 19. August.

Schon lange hat unsere politische Welt auf irgend eine
Offenbarung von unserer Seite gewartet, welche die trotz
Sommerhitze und Sommerwonne gar nicht stimmungsgemäße
Situation zu klären vermöchte. Nun hat der „Abgeordnete
der Exter Handelskammer“ — bekanntlich als Dr. v. Pleuer
— vor seinen Wählern gesprochen und damit, wenn auch
nicht die Lage selbst, so doch wenigstens die Stellung der
Bereinigten Einigen zu derselben in dankenswerther Weise
aufgeklärt. Thatsache ist es leider, daß alle Verhältnisse
verfälscht und ungleichmäßigkeiten in den letzten Jahren auf
dem wunderlichen Punkte Oesterreichs, in Böhmen, keine
Stellung gebracht haben. Der nationale Chauvinismus der
Tschechen ist heutzutage regimäremäßig und unversöhnlicher
denn je. Er äußert sich richtigermaßen ebenso in Klein-
staaten wie in den Großmächten gegen die ganze übrige
politische und soziale Rechtsordnung. Der beständige Angriff
der Tschechen zeigt sich ebenso sehr gegen den böhmischen
Hochadel wie gegen die Deutschen im Lande. Sie coquettieren
mit den Sozialdemokraten, die von ihnen nichts wissen
wollen, und proklamieren die faule Idee von dem demo-
kratischen Antisemitismus unter dem getrockneten böhmischen
König. Den Hochadel erklären sie als fremdes Element im Lande,
das finanziell verrotten sei, das sich mit dem nationalen nicht
zu mischen vermag. Das ist der Dank der tschechischen
Radikalen für jene Antisemitik, die ihre ganze Tradition
verleugnet und die Geschickung Böhmens wertlos gemacht
hat. Den deutschen Mitbürgern verweigern diese angeblichen
„Freiwilligen“ der tschechischen Nation jegliche Mithilfe und
Berechtigung. Die letzte That dieser Radikalen war die
Ausschüttung ausschließlich tschechischer Straßenschilder an den
Straßenenden Prags. Nichts Neues heute die Fremden,
welche aus dem böhmischen Kaiserreich in die merkwürdige
Hauptstadt des zweisprachigen Landes auszuweichen, vor den
westlichen Hieroglyphen und riefen bei einer deutschen
Nachfrage um die Bedeutung des Waisens eine Impertinenz
als Antwort. Der Statthalter in Prag, Graf Franz
Thun, hat nun allerdings die weitere Anbringung dieser
tschechischen Straßenschilder — als dem Charakter
einer zwei Völkern gemeinsamen Landeshauptstadt
widersprechend — stillt; aber die von den radikalen
Tschechen terrorisierte, völlig unfähige Prager Stadt-
verwaltung rekurriert fleißig und fähig in der albernen Straß-
schilderung fort.

Das wäre nun allerdings nichts Anderes als ein
Schilb-Schildchen, das sich an der deutschfeindlichen Haupt-
stadt Böhmens selbst am meisten rächen und jeden Deutschen
veranlassen müßte, diesem großen slavischen Krähwinkel
hitzig auszuweichen. Aber es ist symptomatisch für den
jungen Stand der nationalen Frage in Böhmen und Oester-
reich. Kampf und Zwietracht sind die Signatur der Lage.
Der Verzweiflung an der Zukunft jedoch sollen sich begeben
— wie Herr v. Pleuer in Eger sagte — die Deutschen
Oesterreichs keineswegs hingehen. Die größte staatsverhaltende
Partei Oesterreichs, die Vereinigte Linke, steht mit Bedauern
der schwierigen Situation. Nach wie vor bleiben die parla-
mentarischen Verhältnisse völlig schwankend; es giebt nur
eine Zufalls-Majorität, und das Bestreben der Vereinigten
Einigen, mit der Regierung einen erträglichen modus vivendi
zu erhalten, wird theils durch die mangelnde Energie der
Regierung, theils durch die tschechische Mithilfe der Parteien
gegen einander beeinträchtigt. In den deutschen politischen
Kreisen Oesterreichs meint man gewiß nicht mit Unrecht,
ein kräftiges Eingreifen der Regierung gegenüber den worts-
wüthigen Vertretern der tschechischen Nation wäre von Segen
gewesen, und die vielgenannte „Tranantener Frage“ — Er-
stellung eines neuen deutschen Kreisgerichtsbereichs mit dem
tschechischen Tranantener im nordöstlichen Böhmen — hätte trotz
der gerade wegen der unerbötigen tschechischen Exzesse im
böhmischen Landtage von Seite der Regierung einer raschen
und energischen Lösung zugeführt werden müssen. Das ist
allerdings nicht geschehen, und die Folge dieser Passivität

ist einfach, daß die Tschechen stolz auf ihre Landtags-
Selbstherrschaft zurückblicken und in demselben Stil und Ton
fortfahren, um die Verhütung in die weitesten Kreise des
tschechischen Volkes zu tragen. Die immer mehr schwindenden
alttschechischen Minoritäten können sich des radikalen Terroris-
mus kaum mehr erwehren; wollen sie von der tschechischen
Hochfluth nicht ganz hinweggeschwemmt werden, so können
sie nichts Anderes thun, als sich ihnen verschämt anschließen.
Nur wenige von ihnen sind so charakterfest, die neue Lage
der Dinge zu befragen und die Nation vor einer allzu
temperamentvollen Gefolgschaft der tschechischen Propheten
zu warnen.

Wie weit der zerstörende Einfluß dieser Neu-Hussiten
bereits gediehen ist, das zeigt sich an gewissen bedenklichen
Symptomen, von denen der österreichische Patriot nur mit
tiefer Bedauern Notiz nehmen kann. Erst vor wenigen
Tagen fand man in einer Prager Vorstadt die tschechischen
Krieger von mehreren Tabakfabriken herabgerissen und an
Straßenlaternen oder Bäumen aufgehängt. Die prächtige
Statue des Kaisers Franz I. am Prager Franzens-Quai fand
man eines Tages mit einem Strich um den Hals; man
verursachte diese traurige Thatsache, aber das ändert nichts
an der Wahrheit, daß die Tschechen mit ihren panslawistisch-
russischen Tendenzen eine direkt anti-österreichische Gesinnung
in die nationale Jugend tragen. Es ist Zeit, daß diesem
Treiben Einhalt gethan und den Tschechen gezeigt wird,
daß man in Oesterreich das Gesetz und Recht kräftig zu
vertheidigen weiß gegen die mehr oder weniger verschämten
tschechischen Unfluthbestrebungen. Man muß diesen Fanatikern
klar machen, daß das böhmische Staatsrecht, dessen Förderung
sie zum Ausgangspunkt ihrer revolutionären Bestrebungen
machen, nie und nimmer vernichtet werden kann, da die
vier Millionen hochentwickelten Deutschen in Böhmen, Mähren
und Schlesien ein solches, ihre Nationalität untergebende,
vielleicht sogar vernichtende „Staatsrecht“ unter keinen Um-
ständen anerkennen werden.

Wenn Herr v. Pleuer bei dieser Lage seine staats-
männliche Ruhe bewahrte und die „böhmische Frage“ mit
einer überaus ruhigen Reservenheit besprach, so zeigt dies für
seine und seiner Partei höhere Welt- und Staatsauffassung.
Einer seiner Exter Wähler hielt nicht zurück mit der tadeln-
würdigen Aufforderung, das staatsmännliche Jawort
auszusprechen und, dem tschechischen Beispiel folgend, mit
eingelegter Lanze die Regierung und die Exzesse zu attackieren.
Pleuer erwiderte ernst und kategorisch, daß er zu einer
solchen exzessiven Politik absolut nicht zu haben sei: die
Deutschen in Oesterreich stehen auf einem höheren Stand-
punkte, sie haben eine größere Mission zu erfüllen, sie be-
deuten das vornehmste, staatsverhaltende Element im Reich;
sie dürfen sich nie abgeben im wilden, toben Nationalitäten-
Kämpfe. Deshalb äußerte sich Pleuer auch auffallend zurück-
haltend über die böhmischen Angelegenheiten; er fühlte sich als
Führer der Deutschliberalen ganz Oesterreichs, und von diesem
gesamtsösterreichischen Standpunkt will er die deutsche
Frage verhandeln, die böhmische Frage gelöst wissen. Nur
im Einverständnis aller Deutschliberalen und nur mit
den Waffen maßvoller und doch entschlossener Gesinnung
wird ihre Sache verteidigt werden. Das mindert gewiß
nicht das Gewicht einer deutschen Aktion; es verneint es
im Gegentheil, und die Regierung wird sich auf die Dauer
der Einschulung einer Partei nicht verschließen können,
welche der bedeutsamste Faktor in unserem politischen Leben
bleibt.

Schade, daß diese Bedeutung der Deutschen in Oester-
reich nicht auch der gesammten Monarchie mitzube-
rachten konnte. Nur den Grenzen Ungarns hören die
Aktion und der Muth der Deutschen auf; politische Mit-
fischen, der Reich, den Pleuer und seine große Partei auf
eine angenehme Nachbarschaft mit den Gebieten im
ungarischen Königreich legen, verbieten ihnen, auch nur die
Hand zu rühren für das zu Tode getretene Deutschthum
in Ungarn. Dort agitiert und kämpft man beharrlich, um
das deutsche Element völlig zu vernichten (erst vor Kurzem
wurde die Magyarisierung der Preßburger deutschen Volks-
schulen beschlossene), und die Heeresverwaltung, welche be-
kanntlich erst vor Kurzem die weitestgehenden Zugeständnisse
für die Korrespondenz der Militärbehörden in ungarischer
Sprache gemacht hat, steht sich bereits zu neuen, noch weiter-
gehenden Schritten geduldi. Nun verlangt man, daß
sämmliche Kommanden in Ungarn nicht bloß ungarische
Eingaben ungarisch erledigen, sondern auch eigene Aufschreiben
an ungarische Behörden nur in ungarischer Sprache
erlassen. Wird entsetzt eine ganze Agitation für diese
Sache. Wird die Kriegsverwaltung endlich einmal
hart und fest werden gegenüber diesen endlosen
Forderungen der ungarischen Terroristen? Wird man end-
lich den Rest der Armeegemeinschaft handhaft ver-
scheiden? Es ist höchste Zeit dazu. Je mehr man sich
vor jenen Herren beugt, desto anmaßender werden sie, der

magyarische Hochmuth kennt ja ohnehin keine Grenzen mehr
Sagt man aber einmal energisch „Nein!“, dann wird
Stillstand in ihren maßlosen Forderungen eintreten; sie
werden einsehen, daß man sich über ihre wirklache Macht
nicht täuscht, und die ungewohnte Tugend der Bescheidenheit
üben.

Politische Tages-Rundschau.

— Ueber die Frage der Thronfolge in Koburg-
Gotha ist in diesen Tagen allerlei geredet worden. Man
sagte, der erstberichtigte Erbe, der Herzog von Coburg,
habe die Thronfolge seinem noch minderjährigen Sohne
übertragen; aber nun hat, diesen Gerüchten entgegen, als
Nachfolger des verewigten Herzogs Ernst der Herzog Alfred
von Coburg selbst die Regierung angetreten. Er ist der
zweite Sohn der Königin Victoria von Großbritannien,
Kaiserin von Indien, und des im Jahre 1861 verstorbenen
Prinzgemahls, Prinzen Albert von Sachsen-Koburg-Gotha,
des jüngeren Bruders des verewigten Herzogs. Da der
älteste Sohn der britischen Majestät, der Prinz
von Wales, als Thronfolger im britischen Reich die Erbfolge
in den sächsischen Herzogthümern nicht antreten kann,
folgt Herzog Alfred seinem verewigten Oheim. Herzog
Alfred, Königl. preussischer General der Infanterie à la suite
des 6. Thüringischen Infanterie-Regiments Nr. 95, ist am
6. August 1844 zu Windsor geboren und seit 23. Januar 1874
mit der am 17. Oktober 1853 geborenen Großfürstin Maria,
Schwester des regierenden Kaisers von Rußland, vermählt.
Ihrer Ehe sind fünf Kinder entsprossen: Erbprinz Alfred,
Prinzessin Maria, vermählt mit dem Thronfolger von
Rumänien, und die Prinzessinnen Victoria, Alexandra und
Beatrice.

Der Herzog von Coburg zeigte dem Bürgermeister in Gotha
den Tod seines Vaters als als Alfred, Herzog von Sachsen-Koburg
und Gotha. Eine Proklamation ist noch nicht erschienen. — Das
Programm der Beilegung des Herzogs enthält folgendes: Mit-
woch: Anbahnung der Beilegung im Gehsah von Reinhardtsbrunn;
Donnerstag: Familienanbahnung und Beilegung des Herzogs; Freitag:
Ausschaltung an dem Barockbau; Sonntag: Beilegung nach Ko-
burg; dort am Montag in der Stadthalle Beilegungsfeier und Gala-
fest im Rikhsaal der Ehrenburg. — Der Kaiser, der Dienstag
Abend eintraf, wohnte gestern auf besonderem Wunsch des Herzogs
Alfred der Beilegung auf die Beilegung bei, die in feierlicher
Weise vor dem verewigten Staatsministerium erfolgte. Müller
Strenge dankte am Schluß dem Kaiser für seine Theilnahme an
der Beilegung.

Deutsches Reich.

* Hof- und Personal-Nachrichten. Der „Reichsanzeiger“
meldet: Der kaiserliche Hof legt für den verewigten Herzog Ernst
eine dreiwöchige Trauer an.

* Berlin, 21. August. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“
bezeichnet die Vätermordung, es beziehe die Absicht, mit bedeutenden
Märteforderungen an die ergebenden Faktoren heran-
zutreten, als völlig unrichtig. — Eingeweihte Kreise wollen wissen,
der Rücktritt des Kriegsministers v. Rittenborn-Stachau
werde erst nach Beilegung der durch das neue Militärrecht hervor-
gerufenen organisatorischen Anordnungen erfolgen.

Ausland.

* Oesterreich-Ungarn. In Prag wurden Nacht auf fast
sämmlichen Beilegungen die tschechischen Wälder in der Tabak-
trafiken beschlagnahmt. — Im Bezirk Favoriten in Wien haben in den
letzten Tagen schwere Krawallen, regelrechte Straßenkämpfe
zwischen der Polizei und tschechischen Gendarmen stattgefunden. Viele
Verwundungen sind vorgekommen, und es gab zahlreiche Verhaftete.
— In Prag erschien eine Flugchrift des tschechischen Landtags-
abgeordneten und Redakteurs der Narodni Vlast, Karl Tuma: „Die
Reinigung der tschechischen Partei“. Die Schrift verlangt vorerst
den Ausschluss aller tschechischen, welche die Absicht der Tschechen an
der Freiheit ihrer Bewegung hindern, fern der tschechischen aller
letzten Tagen. Schließlich fordert Tuma auf zur Stellungnahme
sowohl gegen die neubegründete tschechische als die internationale
Sozialdemokratie.

* Italien. Die Arsenalarbeiter von Venedig über-
reichten dem Vizepräsidenten einen Brief, worin sie beklagten, daß
sie nicht mehr unter der österreichischen Verwaltung arbeiten, welche
sie besser behandelt als ihre Landesleutnants. Darnach betragen die
Tageslöhne 1,75 Lire und jetzt nur 1 Lire. (1)

* Großbritannien. Auf den Auktionen bei Blenheim
kam es vorgehen Abend zu einem blutigen Kampfe zwischen
wallischen und englisch-tschechischen Wäldern. Die
Polizei war sehr vorsichtig, in der Meinung, daß die Wälder nicht weiter
gefordert werden, abgesehen. Viele Verwundete fielen in die Hände der
zurückgebliebenen Polizei. — Die Nachrichten aus dem Streitgebiet
waren gestern günstiger.

Königliche Schauspiele.

Dinorah, oder Die Wallfahrt nach Mosmet. Romanisch-
tschechische Oper in 3 Akten von Meyerbeer.

Frederik Schickhardt sang gestern zum letzten Male die in
germanischer wie tschechischer Hinsicht die höchsten Anforderungen
stellende Titelrolle. Leider war ihr nur wenig Gelegenheit gegeben
worden, sich in diese Partie einzufügen, da die Oper nur sehr
selten in den letzten Jahren zur Aufführung kam. Dennoch zeigte

Verantwortlich für den politischen und feuilletonistischen Theil: W. Schulte vom Brühl; für den übrigen Theil und die Anzeigen: G. Röthert.
Rotationspressen-Druck und Verlag der L. Schellenberg'schen Hof-Buchdruckerei in Wiesbaden.

Beilage zum Wiesbadener Tagblatt.

No. 394. Abend-Ausgabe.

Donnerstag, den 24. August.

41. Jahrgang. 1893.

(A. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Kuhm.

Novelle von Hans Hoffmann.

Die Frau hatte ihn unter seiner Rede mit starren, erschauerten und eigenthümlich scheuen Blicken gemessen (in seine Sprechweise übertrugen, hielten sie ohne Zweifel: „Der Mensch ist nicht bei Trosche“), jetzt aber erheiterte sich ihr Gesicht auf einmal, und sie rief, die Hände zusammen-schlagend: „Gib, du liebe Güte, hören Sie! Jetzt hören Sie aber auf, mein Herr! Da haben wir ja gar nichts Anderes als eine offensbare Verwechselung zweier Personen von gleichem Namen! Ich habe nämlich nur einen Sohn, und der wohnt in St. Petersburg im Auftrage Seiner Kaiserlichen Majestät die große neue Kathedrale — Sie müssen doch davon wissen, Sie sehen doch aus wie ein ganz gebildeter Mensch — und seinen Namen müssen Sie doch auch kennen: Arthur Spilling, bitte ich — und Gott sei Dank, da Sie von einem ganz anderen Menschen Namens Spilling reden, der nichts als ein armer Zeichenlehrer ist — o, lieber Herr, ich will ja gern für den Kerl etwas thun, wenn es ihm so schlecht geht; ich bin ja in den Verhältnissen. — Dann ist mein Sohn also gar nicht krank, und ich darf ihn demnach morgen erwarten! Aber natürlich, sonst wäre doch auch sein Brief nicht ausgeblieben! Und hören Sie, was ich nun sagen wollte —“

„Nun ist kein Zweifel mehr,“ dachte Wiegand verzagend, „die Frau ist doch wahnsinnig, wie ihr Sohn — oder aber von einer Dummheit, die dem Schwachsinn gleichkommt; aber nein, das müßte sich im Gesicht ausprägen; ohne Zweifel liegt ihre Idee vor, Götzenwahn, wie bei ihm, also vererbter Geistesfehler! Da ist der Fall denn leider hoffnungslos. Die Kerlchen! Natürlich ist nur, daß man hier am Ort durchaus nichts von den Leiden der Frau zu ahnen scheint — doch das nicht auch ihr Sohn uns alle Jahre lang über seinen Zustand zu täuschen vermocht? Auch ist dergleichen gar nicht ohne Beispiel. Natürlich muß ich nun mit doppelter Vorsicht verfahren, zunächst geduldig zuhören, und dann vor Allem mich mit der Gesellschaftin in Verbindung setzen, jenem reizenden Mädchen —“

Er merkte, daß er anfangs, eine leise Genugthuung über den Irrsinn der alten Frau zu empfinden. — „Aber diese Gedanken schossen ihm wie hin und wieder stinkende Blitze durch den Kopf, indessen er doch gedungen blieb, mit halbem Ohr dem weiteren Geschwätz der Alten zuzuhören.“

„Was ich noch sagen wollte,“ sprudelte sie weiter, eben nicht von jenen Gelbpfen wollte ich reden, die wir seiner Zukunft drachten, sondern davon, daß ich seine zaghafte Seele aufbaute in den Stunden der Schwachheit; denn er war schwach aus edler Bescheidenheit, er hat erst spät gelernt, an seinen Stern zu glauben, an das heilige Gesetz, das ihm die Güter in die Wege gelegt; vielleicht hätte er es nie gelernt, vielleicht hat Ziel verfehlt ohne meinen unablässigen Zuspruch, meine nichtmerende Mahnung, an sich selbst zu glauben. Das ist mein Stolz, daß ich diese Kraft befehle, daß ich es durchdrungen habe, ihn groß zu machen fast wider sich selbst und seinen schwachen Kleinmuth. Aber jetzt freilich, da das Ziel erreicht ist, da er geworden ist, was er werden mußte, jetzt ist er auch stürker geworden als ich, seine Seele ist über meine ermannende Kraft hinausgewachsen. Die schwächliche Schwachheit ist es, die mich unter ihn herabdrückt, die Schwachheit, heissend um ihn zu sein, für ihn zu sorgen, ihn zu trösten, zu ermuntern, zu pflegen wie ein Kind. Das ist nun vorbei!“ — Sie beugten noch nicht, warum es vorbei ist, mein Herr? Das ist so einfach: ich darf ihn doch nicht kompromittiren — compromettre, monsieur! Sehen Sie mich an, ich bin eine alte, einfältige, ungeschickte Person, habe wenig gelernt in meiner

Jugend, am wenigsten aber mit großen Herrschaften umzugehen. O Gott, wissen Sie, wenn ich früher nur so unserm Herrn Geheimrath auf der Straße begegnete und er ganz herablassend grüßte, förmlich den Hut abnahm — wissen Sie, so ein bißchen über den Kopf in die Höhe — da zitterten mir schon immer ordentlich die Kniee. Ich habe auch einmal ein paar Gräfinnen, deux comtesses, ganz aus der Nähe gesehen, daß sie mich auch anguckten mit ihren Vorurtheilen; und da konnte ich nachher die ganze Nacht kein Auge zuthun vor Aufregung, und mein Mann fragte drei- oder viermal: „Aber was hast Du denn bloß, Luise?“ Aber ich mochte es nicht sagen, denn ich schämte mich, weil es meine Schwäche war. Und nun sollte ich gar mit kaiserlichen Herrschaften umgehen! O, du liebe Güte, ich würde Dummheiten über Dummheiten vor Allerhöchsthöhen reden, und alle die hohen Herren vom Hofe würden spotten und lachen — über mich, o, das thäte ja nichts, das wollte ich gern herunterschlucken; aber es würde zuletzt doch auf meinen Sohn zurückfallen! Nein, er soll ihnen nicht zum Gespötte werden, daß er eine so alte lächerliche Mutter hat. — Und er hat mir auch selbst immer dringend abgeredet: warum, das verschweige er natürlich in seinem Parfiss und spricht nur von der weiten Welt in meinem Alter und dem bösen Klima und solchen Dingen; doch ich verstehe schon, was er meint. Sie müssen aber bei Liebe nicht denken, daß er sich meiner schämen würde, o niemals, niemals! Nicht an sich denkt er, sondern an mich; wenn sie mich auslachten, das würde ihn rasend machen. Und das ist's noch, was ich am meisten fürchte; es könnte ein Unfall geben. — Manchmal habe ich es mir wohl in meiner Schwachheit so ausgedacht, ich wollte ganz heimlich nach Petersburg reisen — ich bin ja in den Verhältnissen — und ihn gar nicht besuchen, sondern ihn nur vernehmen und nuerfand von ferne betrachten, wie er dahinschwebt in seinem Schlitte mit seinem herrlichen Jockelpferd, und alle hohen Geheimräthe und Gräfinnen und Generale ihn freundlichst grüßen — nicht wahr, ich bin eine phantastische alte Person? Aber ich wurde nachher auch immer von selbst wieder verunsichert und sah ein, daß es sich nicht ausführen ließ, erstens in dem wildfremden Lande allein zu reisen, und dann auch könnte sein Abreißbild mich doch empfinden, und dann würde er halten lassen und mich in meiner schabigen Kummerei recht in seinen Schritten nehmen und öffentlich herumfahren — und, o mein Gott, das gäbe ein Schicksal! — Und dann, es könnte doch auch sein, daß er sich in einem schwachen Augenblicke vielleicht doch ein wenig meiner schäme, ein ganz klein wenig nur und natürlich ohne sich das Geringste merken zu lassen — es würde ja auch nicht geschehen, ich weiß es, aber es könnte doch möglich sein, und ich will ihn nicht einmal in Versuchung führen. Nein, man soll von mir nicht sagen, daß ich jemals eine Unterstüßung von ihm empfangen hätte, und nicht, daß ich ihn jemals zur Last gewesen wäre! Das ist mein unerschütterlicher Grundsatz; und ich weiß, die Mutter der Gräfinen würde ebenso gehalten haben.“

Der unglückliche Philologe schwankte ratlos zwischen peinlichem Mißgefiel, Verlegenheit und beginnender Verzweiflung. Er machte er einen vorbereitenden Versuch, sich zu erheben und einen Auszug zu gewinnen, als plötzlich der Thürvorhang ihm gegenüber von einer zierlichen Hand zurückgeschlagen wurde und in etwas stürmischer Bewegung das längst ersehnte junge Mädchen hereintrat mit dem frohlichen Ausruß: „Frau Spilling, die Kneze sind alle fertig; sie können sich sehen lassen; es wird die reine Ehrenparade!“

Ein einziger Blick genügte für Wiegands gesundes Auge, um festzustellen, daß dieses Mädchen beinahe noch hübscher war, als seine erste Begeisterung es sich nach dem vorigen unordentlichen Hinsehen vorgestellt hatte; demnachachtet durchführte ihn ein Schauer des Unheimlichen bei dem Ge-

denken: dies unselige Haus einer Wahnsinnigen mit Jubelkränzen geschmückt zum Empfange eines Wahnsinnigen!

Das Fräulein fuhr leicht erschreckt zurück, als sie den Fremden erblickte, und machte Miene, sich sogleich wieder zu entfernen.

„Bitte, Sie können bleiben, liebe Konstanze,“ sagte Frau Spilling mit dem einladenden Ausdruck einer Königin, diesen Herrn hat ein Jockum hierhergeführt, ein ganz sonderbarer Jockum, wahrhaftig — Herr Gymnasiallehrer Wiegand aus — wie hieß doch der Ort?“

„Stolpenburg — in Hinterpommern.“

„Was Sie sagen! Hinterpommern. Das ist aber traurig — Fräulein Konstanze Dreßler, meine treue Gesellschafterin —“

Wiegand ward sich der Nothwendigkeit strenger bewußt, den Augenblick zu benutzen und sich auf dem Fleck mit dem Fräulein zu verständigen.

„Sie wenigstens ist nicht wahnsinnig,“ sagte er sich mit einer wahrhaft erhebenden Bestimmtheit, und es ist immer ein eigenthümlich zusammenbindendes Gefühl, sich unter Verhältnissen mit einer vernünftigen Seele zu begegnen.

Er begann also den schwierigen Versuch, ihr durch ein leises Zeichnen anzudeuten, daß er mit ihr noch etwas Besonderes zu verhandeln habe, da die alte Dame ja leider nicht völlig zurechnungsfähig sei (eine distrierte Fingerbewegung nach der Stirn besagte dies), und daß es gut sein werde, sich auch ihrerseits nicht merken zu lassen.

Diese Gebärden sprache mochte aber gerade infolge der gebotenen Vorsicht ein wenig sonderbar und jedenfalls nicht ganz verständlich ausfallen: Fräulein Konstanze machte sehr erschrockene und allmählich etwas beleidigte Augen und bemühte sich in seiner Weise, ihm die Schwierigkeit seiner Aufgabe entgegenkommend zu erleichtern.

Eine Art Verzweiflung bemächtigte sich seiner: „Sie muß mich verstehen, zum Gott!“ (er häutete sich wohl, das Wort bis zu seinem Ende zu denken). „Hier auf dem Plage, sonst kann ich Tage verschwenden, bis ich sie wieder finde.“

Und er winkte und blinzelte noch etwas kühner, machte auch eine unwillkürliche Bewegung, als ob er auf sie zu-eilen wollte; der behagliche Esel gab seinen Augen einen leidenschaftlich dringenden Ausdruck.

Der Erfolg war kein anderer, als daß sie höchst befremdet die Köpfe zuckte und mit einer schroffen Wendung ihr Gesicht von ihm ab dem Fenster zukehrte.

So mußte er sein Spiel für jetzt verloren geben; der Gedanke fuhr ihm durch den Kopf, sich unten im Garten so lange verborgen aufzuhalten, bis Fräulein Konstanze kam und er sie zum Hören zwingen könnte — auf die Gefahr hin, auch den gebührenden Eselbühnen zu verjäumen.

Nun war aber inzwischen trotz aller Vorsicht auch Frau Spilling auf sein unruhiges Gebaren aufmerksam geworden und fing an, ihn mit etwas feilschen Blicken zu mustern. Da ergiff ihn ein tiefes Unbehagen, und er verabschiedete sich in aller Eile mit einigen gleichmüthig verworrenen Redensarten.

Kaum hatte er nach dem schicksalhaften Austausch von Bewegungen das Zimmer verlassen, die Thür in seiner Hand nicht fester schließend, sondern nur anlehnd, als er hinter sich die lauten Worte vernahm: „Hören Sie, Frau Spilling, mit dem Menschen ist es nicht recht richtig; haben Sie gesehen, was er für entsetzliche Grimassen schnitt?“

Ein leichter Aufschrei der alten Frau antwortete; dann ein kurzer, lebhafter aber unverständlicher Austausch von Meinungen, und dann kamen die beiden Damen mit aufgeregten Mienen hinter ihm hergeellt, um ihn zu seinen beiden Seiten schreitend ein strenges Geleitz zu geben bis vor die Hausthür, durch den Garten, an das Gitterthor, auf die Straße.

(Fortsetzung folgt.)

„La Tour de Constance.“

Nach den Berichten über die blutigen Zusammenstöße zwischen französischen und italienischen Söldnern-Ärbeitern bei Agues-Mortes liegen gegenwärtig etwa 50 Verwundete im dortigen Constance-Thurm, einem alten Bauwerk hart an der Ringmauer. Dieser Thurm hat in den französischen Religionskämpfen eine große Rolle gespielt, aber die ein vor wenigen Jahren erschienenes Werk „La Tour de Constance“ (bei Fischbacher in Paris) neues Licht verbreitet. Ursprünglich hatte er die Bestimmung, den Kriegsgesandten Agues-Mortes, der sich als solcher nicht betrachten sollte, gegen den Andrang eines Belagerers mit sinnerlich erdachten Mitteln zu vertheidigen. Vermothen stehendes Del und Pech den Angreifer nicht abzuhalten, so gelangte er in einen kreisförmigen Saal mit Gallerie, von der aus die Belagerer ihn weiter belästigen konnten, und hatte er sie von hier vertrieben, so blieb er doch immer den Blutgüssen der auf die Plattform gestohlenen Vertheidiger ausgesetzt, deren letzte Waffe sorgfältig aufgesparter Miesenstein waren. Die Anschwemmungen der Rhone machten alle Pläne, welche der heilige Ludwig auf Agues-Mortes gebaut hatte, zu nichts, und der Constance-Thurm geriet in Vergessenheit, bis der alt und bigott gewordene Roi Soleil ihn nach der Aufhebung des Edikts von Nantes, einem Rathe der Maintenon folgend, mit Hugenotten besetzte, die sich auf der Furt nach dem Auslande entziehen ließen oder allen Befehlungen widerstanden.

Nachdem es dem Kammerjunker Abraham Mager und 17 seiner Schicksalsgenossen gelungen war, durch ein gefährliches Wagniß aus der Feste zu entkommen, wurde diese 1704 ausschließlich in einen Frauenkerker verwandelt.

Während eines Zeitraumes von 64 Jahren schmachteten in dem unwirthlichen Thurm Hunderte von Frauen, Mädchen, sogar Kindern, die bei Gottesdiensten „in der Ginde“ aufgegriffen oder auch nur wegen ihrer verandtschaftlichen Beziehungen zu Präbikern eingesperrt worden waren. Die Feste wurden so unregelmäßig geführt, daß man in Betreff der genauen Zahl der Opfer, ihrer Herkunft und ihres Endes auf Vermuthungen angewiesen ist. Um 1686, als noch Männer den Constance-Thurm bewohnten, besuchte ein katholischer Priester, der Abbe Trublet, das Gefängniß und erzählte davon furchtbare Dinge: wie manche Gefangene unaufrichtig nach ihren Frauen und Kindern schrien, einige wenige Psalmen sangen und andere unerwartbare Zeichen des Wahnsinns gaben. Wie viel schlimmer mag es unter den unglücklichen Frauen ausgesehen haben, die bald 40, bald mehr, in dem runden Saal zusammengepackt waren, in bitterer Verzweiflung, wenn der Verurtheilte noch nicht beraubt, der Thüren gedankte, die in der Fremde irrten oder auf den Galerien des Königs ruderten! In Lampen gehüllt, vor Hitze vergebend oder vor Kälte schlotternd, immer dem Mangel und Lärm nach preisgegeben, führten sie das elendeste, bejammernswürdigste Dasein im Schmutz bei Wasser und Brod. Das Brod, das ihnen gereicht wurde, anderthalb Pfund täglich, was aus aufgebundenen Baderrechnungen hervorging, mußten die Gefangenen aus dem Erld ihrer eingezogenen Gabe und Güter selbst befreien.

In Holland und der Schweiz wurden Gaben für die Kerkerknechte gesammelt, die davon nichts zu sehen bekamen, und es half auch nichts, daß Friedrich der Große im Jahre 1741 Fürsprache für seine bedrängten Glaubensverwandten einlegte — der Constance-Thurm behielt seine Inassen, bis ein neuer Gouverneur der Langue, der Fürst de Beauvau, es auf sich nahm, sie zu befreien. Ihn begleitete sein

Adjutant, der bekannte Chevalier de Boufflers, der den Besuch und dessen Folgen so erzählt:

„Wir ritten in Agues-Mortes ein und stiegen am Fuße des Constance-Thurmes ab. Am Eingang fanden wir einen Pförtner, der uns durch dunkle, gewundene Treppen hinauf-führte und lärmend eine entsetzliche Thür aufstieß, auf der man das Dantesche „Per me si va nella città dolente“ zu lesen meinte. Wir haben nicht genug Farben auf unserer Palette, um das Schauspiel zu schildern, das sich vor unseren Augen entrollte, ein gräßliches und zugleich rührendes Bild. Wir erblickten einen weiten, kreisförmigen Saal ohne Luft und ohne Licht. Vierzehn Frauen schmachteten da im Glend, im Unrath, in den Thränen. Der Kommandant vernahm kaum seine Wirkung zu bemerken, und die Unglücklichen gewahrten ohne Zweifel zum ersten Mal die Spuren des Mitleids auf einem menschlichen Antlitz. Noch sehe ich, wie sie bei dieser unvorhoffen Erscheinung alle zugleich sich um zu Füssen warfen, sie mit Thränen neigten, nach Worten suchten, aber nur schluchzende Töne fanden und dann, von unserer Theilnahme ermuntert, alle zusammen ihr gemeinsames Leid schilderten. Ihr ganzes Verbeiden bestand darin, daß sie in der Religion Heinrichs IV. errogen worden waren. Die Jüngste dieser Dulderinnen war 45 Jahre alt, man hatte sie als achtjähriges Kind verheiratet, als sie mit ihrer Mutter zur Predigt ging, und dafür büßte sie noch immer.“

„Ihr seid frei!“ sagte der Fürst mit harter Stimme. Aber da die meisten keine Mittel, keine Erfahrung, keine Familie mehr besaßen und von dem unvorhoffen Geschenk geblendet waren, wie Augen, denen der Staat geschoen wurde vom hellen Tageslicht, sich auch vor neuen Entbehrungen fürchten mochten, ließ ihr Mitter sogleich für ihre Bedürfnisse sorgen.

* **Die Gerinnisse des Schloßturms.** Klingt wurde der Schloßthurm des Dominikus Kirchhofes, welches sich schon seit Jahrhunderten im Besitz der Grafen Döbberg auf Rothhof befand und schon über hundert Jahre von der Familie Borchmann in Besitz genommen ist, einer Umeindung unterzogen. Der vierstöckige, aus Stein aufgeführte Thurm gehört zum Schloß, das früher mit einem tiefen Bollgraben umgeben gewesen sein soll. Der Dacheindecker Gütke aus GutsMuths, welcher die Arbeit des Umeindens ausführt, hat nun versucht, in das bisher wohl schon über hundert Jahre nicht mehr betretene Innere des Thurmes zu dringen. In der That ist Borchmanns Thurm sehr reichlich an feinem Holzwerk, Zierwerk, Schnitzwerk, Stuckwerk, Gipswerk, Holztreibwerk und mit Laternen im Innern des Thurmes etwa 45 Meter hoch. Er gelangte zunächst in einen großen, kubenartigen, leeren Raum, in dessen Mitte sich ein etwa 1 Quadratmeter großer, vierseitiger Schacht befand, der früher mit Treppen bedeckt war, die aber inzwischen vermodert und verkauft sind. Dieser Schacht oder, richtiger gesagt, das Burgenreich führte noch etwa 20 Meter tief; in den vier Wänden bestanden und lag nach der Mitte zu in unregelmäßiger Stellung 12 Pfeiler, die aus Stein, Holz, Eisen und Blei waren. Die Pfeiler waren verschieden hoch und dick. Dieselben dienten ebenfalls dazu, die Ungleichheiten, die ins Betlich geworden wurden, auszufüllen. Auf dem Fußboden des Bestiches fand Gütke Knochenverreile, die jedoch dem Berühren im Staub zerfielen, ferner einen giesernen Domschloß.

der Petroleumbranche: B. Lehtilä, Colonialwaaren-
handlung. Ende der Petroleumbranche.